nfang acht Seiten Einzelbezug 15 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Pfalzburg 3524 / Anzeigen-Annahme :-: durch den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus :-:

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahrsbezug 1,50 Mark / Halbjahresbezug 3,— Mark / Jahresbezug 6,— Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

HRGANG 1911 BERLIN NOVEMBER 1911 NUMMER 85

Die Wehen der Frau Wertheim

Der Entrüstungssturm über Frau Gertrud rtheim will sich nicht legen. Alle Blätter rauen. Sogar solche, die schon verwelkt am Boi lagen, fangen ganz naturwidrig an zu grünen l fliegen an ihren Stamm zurück. Der Doktor pziger, der jetzt den Roland von Berlin posiert, d sehr bereuen, den schon stark verdorrten Baum ner Kenntnis der Berliner Gesellschaft aufgegei zu haben. Es war allerdings eine gehörige re Mist nötig, um das Kleine Journal wieder blühen zu lassen. Wenn auch nur als Theateruisit. Es genügte immerhin der Frau Wertheim Scene ihrer Enthüllung. Man war allgemein der Schaustellung befriedigt und glaubte unörten Sensationen beigewohnt zu haben. Es gibt ne der bekannten schlechten menschlichen enschaften, die Frau Wertheim nicht ihr eigen nen durfte. Die Teufelin der idealen und natioen Dichter ist vorhanden. Alles rückt von ihr die Gesellschaft und die Presse.

Ich sehe die Angelegenheit wesentlich anders. r Fall der Frau Wertheim ist tragisch. Sie ist e Persönlichkeit, der versagt blieb, sich zu ßern, im Schreiben und im Leben. Ihre Beurer verstehen es freilich auch nicht. Aber sie en nie den Willen gehabt, zu leben. Sie reiben zwar nicht, aber reden in Zitaten und ken in Vorstellungen, die sie nie sich sinnfällig rgestellt haben. Die Begriffe beherrschen die nschen. So weit, daß sie überall Tatsachen en, die es überhaupt nicht gibt. Alles ist Tathe, die Religion, die Sittlichkeit, die Liebe, das terland, die Kunst, der Geist, die Existenz. Um h selbst diese Tatsache zu beweisen, betätigt n sich körperlich. Man geht in die Kirche und die Religion, man schimpft auf den Alkohol l die Dirne und hat die Sittlichkeit, man nimmt h eine Frau und hat die Liebe, man dient sein r ab und hat das Vaterland, man liest das Buch Woche und hat die Kunst, man hört Profesen und hat den Geist, man ißt und trinkt und hat Existenz. Durch Ausübung einer Sinnestätigketi er Benutzung eines Organs läßt sich alles beisen. Nur sind Sinne und Organe nicht geübt, nehmen und zu geben. Der ehrlichste Ausdruck Durchschnittsmenschen für diesen Mangel ist Besuch der Varietés und das Lesen der Zeigen. In Varietés sieht er Menschen, die über ihren Körper herrschen. In den Zeitungen hört er Menschen, die seinen Geist beherrschen. Der Geist der Durchschnittsmenschen hat den Willen, die Begriffe, die er kennt, durch den Druck bestätigt zu finden. Könnte es Begriffe geben, wenn man begreifen würde? Alle fühlen die Erde unter ihren Füßen sich drehen, sie wollen stehen und klammern sich an Worte, die sie nicht fassen können. Der Durchschnittsmensch kennt nicht den Wert des Wortes, er benutzt es nicht in seiner sinnlichen Bedeutung. Die Wörter kleben durch die jahrzehntelange Benutzung fest aneinander, sie legen sich auf das Gehirn. Man muß sie einzeln begreifen, um sich von ihrem Schleim zu befreien. Wie wenige Menschen besitzen diese Erkenntnis und wie viele Schriftsteller gibt es, die mit diesem Material arbeiten, ohne es zu besitzen.

Ist es nun gerecht oder richtig, nach Briefen oder Redewendungen über Menschen zu urteilen? Frau Wertheim hat einmal ihre Tochter Judenjöhre genannt, die ganze „gebildete Welt" gerät in Aufregung. Sollte das Wort in diesem Fall eine Charakteristik der Tochter bedeuten? Tut das das Wort überhaupt? Oder ist es in diesem Fall ein Temperamentsausbruch, der sich eines Begriffes bedient? Kann man aus der Benutzung dieses Wortes Rückschlüsse auf den Charakter der Frau Wertheim machen? Gibt es überhaupt ein Schimpfwort? Werden nicht Wörter, die allgemein und auch juristisch als formale Beleidigungen gelten, oft zur Bezeichnung intimen Verkehrs und freundschaftlicher Beziehungen gebraucht? Wer hat nicht seinen Freund schon Ochse oder Idiot genannt, ohne dadurch eine Charakteristik geben zu wollen. Man kennt eben den Wert der Wörter nicht.

Nicht so sehr die Moral der Gesellschaft ist durch die Anwendung von Schimpfwörtern einer Mutter der Tochter gegenüber beleidigt, als die Bildung des Philistertums. Die Gesellschaft hält sich für sehr gebildet, wenn sie Schimpfwörter vermeidet. Wenigstens im Verkehr der pekuniär gleichgestellten Personen. Nur auf diesen Kreis beschränkt sich diese Art der Bildung. Im Verkehr der Herren der Gesellschaft unter einander in den Beziehungen zu ihren Angestellten, im Verhältnis zu ihren Verhältnissen oder im intimsten Eheleben versagt die Feinheit der Erziehung. Die Bildung der Gesellschaft reicht eben nur bis zu den Gesellschaften.

Aber Frau Wertheim hat nicht nur geschimpft, sie hat sich auch über ihre erste Ehe ausgelassen. Ich weiß nicht, wie weit ihre Vorwürfe gegen den verstorbenen Mann auf Wahrheit beruhen. Sie wurden nirgends bestritten. Wer aber die Berliner Gesellschaft nur etwas kennt, weiß, daß dort der wertvolle Gegenstand wertvoller ist, als das psychische Leben und Erlebnis. Man hat eben dort zu Menschen und Möbeln nur ein dekoratives Verhältnis. Und seitdem in der aufgeklärten Zeit auch die Möbel im unverhüllten Zustand das ihre beitragen sollen, müssen eben die Menschlichkeiten zu deren Schonung verhüllt werden. Auch bei diesen Anklagen der Frau Wertheim handelt es sich um die Bildung. Man spricht über solche Dinge nicht. Nur vergißt die Presse, daß die Verteidigung des Herrn Metternich zuerst „davon" und nicht gerade mit Engelszungen geredet hat. Um die Einkäufe des Herrn Metternich zu motivieren, stellt der Verteidiger die Ernährung der Frau Wertheim während ihrer Schwangerschaft zur Diskussion. Sie soll sogar Cognac getrunken haben! Und Frau Wertheim, in ihrer Unfähigkeit, sich zu äußern, erwidert dem Verteidiger nicht, daß das Cognactrinken vor, während oder nach der Schwangerschaft die Angelegenheit ihres eigenen Magens sei, sondern sie motiviert ihm physiologisch, warum sie Cognac trinken mußte. Allgemeine Empörung. Warum wird das große Schweigen gebrochen? Warum werden die Wehen einer Frau zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht. Die Frauen schreien entsetzt auf, weil die Gräber ihrer Leiden geöffnet werden, die Männer, weil sie fürchten, daß ihr tadelloser Ruf verklingt. Die Leiden der Sexualität und die Leiden an der Sexualität sind die tiefsten und verschwiegensten des Jahrhunderts. Es ist eine Heuchelei, die eine Frau für die Menschheit büßen zu lassen.

Frau Wertheim gehört zu der großen Menge der Stummen, die leiden müssen, ohne klagen zu können. In ihrem Drang, sich zu offenbaren, kommen ihr wieder nur Stumme in den Weg, die sie für Wortkünstler hält. Wie sie sich auch zu dem Dr. juris Artur Landsberger stellen mag: sie ist auf ihn reingefallen. Sie gab ihm hohe Geldpreise für die Zeitschrift Morgen, die der Herr da-

mals herausgab, und die der Herr dem Dichter-Trebitsch zuerkannte. Sie ließ sich von ihm literarisch fördern, und der Doktor Landsberger „erlöste“ dafür ihre Tochter. Man wird mir niemals einreden können, daß sich ein reiches, schönes, junges Mädchen aus dem Fenster stürzt, nur aus Hysterie. Auch die Hysterie muß erst erworben werden. Vielleicht hatte sie der Doktor Landsberger zu gut erlöst. Immerhin brachte ihm die Rolle siebzigtausend Mark bar, die er sich von den Schwiegereltern dafür bezahlen ließ, um die gespielte „Erlösung“ nicht noch literarisch verwerten zu müssen. Oder wie er sagt, um seine Kosten zu decken. Er verwandte deshalb nach Erhalt dieser Summe die Angelegenheit „literarisch“. Vermutlich waren die Kosten noch immer nicht gedeckt. Skandalöser aber als diese absolut talentlosen und belanglosen Romane des Landsberger bleibt die Tatsache, daß die Herren Frank Wedekind und Georg Brandes sie rühmen. Dem Dichter K a r l Hauptmann mag es gestattet sein. Niemand kümmert sich um seine Meinung und er mußte sich revanchieren. Der Doktor Landsberger führte ihn — man erinnert sich — als den „Dichter Hauptmann aus Schreiberhau“ in Berlin ein. Bedenklicher wird die Sache bei den andern beiden Kritikern. Herr Frank Wedekind erzählt zwar jedem, der es hören will, daß er grundsätzlich niemals Bücher liest, über die er sich kritisch äußern soll. Er würde sie sonst vielleicht nicht loben können. Er hat nun eben ein gutes Herz. Aber ich würde es für eine Pflicht des Herrn Wedekind halten, der fortgesetzt und mit Recht gegen die Vergewaltigung seiner eigenen Kunst protestiert, daß er dem Publikum bei der Veröffentlichung einer lobenden Kritik gleichzeitig mitteilt, wie sein Mund übergeht, weil sein Herz so gut ist. Herr Georg Brandes hat es zu einem beträchtlichen kritischen Namen in Deutschland gebracht. Hauptsächlich deshalb, weil er zuerst journalistisch auf Nietzsche und Ibsen aufmerksam machte. Er hat auch „zuerst“ auf den Kritiker Paul Goldmann „aufmerksam“ gemacht. Aus dieser Tatsache allein dürfte sich seine Qualifikation zur literarischen Kritik ergeben. Die Herren haben sich hoffentlich nicht umsonst bemüht. Das Gute über das Schlechte belohnt sich immer.

Die Deutsche Montagszeitung, an der der Doktor juris Artur Landsberger in jeder Hinsicht sehr stark interessiert ist (er soll mir keine Berichtigung schicken, daß er „zurzeit“ kein Geld in dieser Zeitung stecken hat), die Deutsche Montagszeitung wollte von ihm Aufklärungen über seinen Fall. Doktor Landsberger ist so erschüttert, so empört, daß er es vorzieht, sich selbst in seinem Blatt n i c h t zu äußern. Er schickt vielmehr seinen großen Freund vor, den satanistischen Dichter. Der schrieb ihm einen Brief, „von dem er jeden beliebigen Gebrauch machen kann“. In diesem Brief rät ihm der Satanist, nicht etwa gegen Frau Wertheim wegen Beleidigung zu klagen, weil ihr der Paragraph 51 sicher sei. Aber, sagt der Satanist, der Doktor Landsberger soll nicht den Mut verlieren, denn „die besten Köpfe Deutschlands“ ständen zu ihm. Sie w e r d e n noch kopfstehen, diese Besten!

Das sind die Beziehungen der Frau Wertheim zur Literatur. Und ihre übrigen Enthüllungen? Sie behauptet von unzähligen Personen wahre und vielleicht auch unwahre Tatsachen. Sie kompromittiert, weil man sie kompromittiert hat. Ich sehe den Unterschied nicht. Was gibt es an dem Herrn von Fetter zu verteidigen, der sich Tausende schenken läßt, um nicht zu „beleidigen“. Was an ihrer Mutter, die die Tochter wegen der guten Partie verschachert? Was an den Damen der Volkskunstausstellung, die sich von Wertheims fünfzehntausend Mark schenken lassen, die sie selber haben, um sich bei der Kaiserin billig beliebt zu machen?

Frau Wertheim ist sicher verbildet und geschmacklos. Aber ihre Umgebung nicht weniger. Die Differenz zwischen Willen und Befähigung wurde ihr zum Verhängnis. Durch das V e r h ä n g n i s hebt sie sich heraus. Sie hat in den letzten Monaten die schwersten Wehen erlebt und blieb unfruchtbar. Darum sollte ihr die Oeffentlichkeit endlich die äußere Ruhe lassen, die jeder selbst für sich in Anspruch nimmt. Der Presse wird man den Mund stopfen.

Trust

Der Ritter Blaubart

Von Alfred Döblin

Hinter der dünnen Birkenreihe, welche die Stadt von Norden her umsäumt, zog eine wellige Ebene nach dem Meere zu, wenig mit niedrigen Kiefern und Strauchwerk besetzt. Kein einziger Weg führte aus dem Durchbruch der Stadtmauer nach dem Strand, der kaum zwei Stunden entfernt ist; eine Kleinbahn fuhr in weitem Bogen um die Einöde herum an das Wasser. In vielen Senkungen der Ebene stand der Sumpf, schwarz und steif wie Leim; Ratten und Sumpftiere hausten hier; öfter stieß ein Häher durch die dicke Luft und schlug ein Weichtier an.

Wo sich die Hügelreihe am stärksten erhob, ragten quadratische und unförmige Steinblöcke scharf auf, Reste verwitterter Klippen. Das Meer hatte sich früher über das Land gestreckt; jetzt lag die Ebene verstört und frostig da; Meer und Erde wandten sich von ihr ab.

Diese Fläche war vor langen Jahren auf eine sonderbare Weise in den Besitz eines Barons Paolo di Selvi gekommen. Er war von einer Weltreise durch den Sund in diese See gesteuert, um in der Stadt den Vater seines ersten Bootsmannes zu besuchen, der unter dem Aequator dem Schwarzwasserfieber erlegen war. Er stieg ans Land, sprühend von Laune, träumerisch, eroberungssicher. Breitschulterig ging er mit den leicht gebogenen Beinen des Reiters über die Anlegebretter. Der Wind pfiff scharf an dem Morgen, und warf ihm die schiefsitzende Kapitänsmütze mit einem glatten Schlag ins Wasser, so daß er barhäuptig und lachend unter seinen Leuten stand, die das böse Omen entsetzte. Seine Augen waren etwas schräg gestellt, dicht an der Nase, die klein und stumpf war und mit ihrer Wurzel tief einsetzte. Die klaren hellgrauen Augen stimmten schlecht zu dem Munde von mädchenhafter Weiche, zu der Sanftheit seiner Stimme. Er ritt auf einem schwarzen Hengst hinter einem Maultiergespann den weiten Umweg nach der Stadt; zwei Truhen schleppte man zu dem alten Manne, den er suchte, eine mit Andenken und allem Nachlaß des Bootsmannes, die andere mit japanischer Seide, indischen Perlen und Juwelen, mit sibirischem Pelzwerk. Kaum zwei Stunden blieb er in der Stadt, dann trabte er pfeifend und lachend allein zurück, unbekannt der Gegend, den kurzen Weg durch die Ebene. Es ist nichts bekannt über die Geschehnisse in der Ebene an dem Mittag. Der Baron muß schon am Eingang des Gebietes vom Pferd abgesessen sein und sich allein durch den Sand und Morast gemacht haben. Beim nächsten Morgengrauen fand man den Vermißten besinnungslos auf der Klippe liegen, lang auf den Rucken ausgestreckt, zwar über und über mit Tang und Lehm bedeckt, aber das Gesicht eigentümlich geschwollen, glühend, mit Bläschen, wie verbrannt, auch an der rechten Hand und dem Vorderarm löste sich die Haut in Fetzen ab. Man lagerte den ohnmächtigen Mann auf eine Bahre, trug ihn schräg über das Brachland auf die nächste Chaussee, wo man einen Heuwagen requirierte und in die Stadt fuhr. Die Wundflächen heilten in einer Woche. Der Baron wußte nicht, was ihm geschehen war. Nur die Krankenschwes tern berichteten, daß seine Augen gegen Aben einen leidenden entsetzten Ausdruck annahmen daß er den rechten Arm zur Abwehr in die Höh hebe und trostlos wimmere. Als er völlig genese war, schenkte er die Yacht seinem ersten Steuer mann, entließ seine Leute und zog in die Stad

Zuerst bewohnte er ein Haus im Süden de Stadt, ganz im Freien liegend; viele Singvögel um gaben ihn; er pflog mit keinem Menschen Ver kehr. Nach einigen Monaten zog er an die Stadt mauer in eine ganz alte Wohnung, die einen wei ten Blick auf die dunstige Heide gewährte. Au der Stadtmauer spazierte und saß der völlig ver änderte unzugängliche Mann oder ritt die Chausse langsam nach dem Meere zu. Bis er nach fas Jahresfrist frühmorgens durch die Straßen de Stadt ging, auf dem Marktplatz nach einem Bau meister fragte, und diesen mit leiser Stimme be auftragte, ihm in der Heide auf der höchsten An höhe um die Klippe herum ein Wohnhaus z bauen. Der Baumeister brauche sich nicht zu be eilen, sagte er, indem er die Arme verschränkte es solle ein Schloß werden, heimlich und weit läufig, mit vielem festlichen Schmuck; denn e wolle in sechs Monaten seine Gemahlin heim führen.

So zogen die Wegebauer in die Heide, stampf ten von der Chaussee einen sicheren Nebenwe nach der Klippe. Die Maurer fuhren lärmend an sie planten den Hügel ab, gruben die Pfeiler ei und umbauten den Felsen, der sich bis zum erste Stock des Hauses erhob und frei in die Zimme ragte, — ein weites gedehntes Gebäude au grauem Kalkstein, mit bunten Kirchenfenstern zierlichen Türmen. Mitten in der Einöde erhol sich das Schloß, ein Gelächter der Bauleute, ei Kopfschütteln der Städter.

Knapp einen Monat, nachdem die Wände Zimmer mit Kostbarkeiten erfüllt waren, führte de Baron eine fremde, junge Frau in sein Schloß. Si erschien einmal im Theater der Stadt, die Portu giesin, ein braunes kindliches Wesen, das nicht vom Arme des Mannes wich; der lachte wieder wi früher und bezauberte alle. Sie tanzten an dem Abend im Bürgersaal. Der Baron spitzte seinen Mund und pfiff im Tanz; er strich den braunen Vollbart und zeigte spottend die Brandnarben au seiner rechten Hand. Das zweite Mal, daß man von der Portugiesin hörte, war eine Woche später als ein reitender Bote nachts vom Schloß he jagte, dem Arzt die Türe einschlug, ihn nach de Heide schleppte an die Leiche der jungen Frau Sie lag mit blaurotem Gesicht im Nachtkleide au dem dunklen Korridor vor ihrem Zimmer. Neben ihr brannte noch die Kerze, mit der sie wohl au der Türe gestürzt war. Der Baron folgte dem Arzt mit starren Augen; keine Frage beantwortete er, keine Miene verzog er. Aus den Worten eine schluchzenden Zofe hörte der Arzt von dem alten Herzleiden der fremden Frau; er knöpfte seinen Pelz zu; sie war einer Lungenemboline erlegen.

Nach drei Wochen erschien der Baron wieder in der Stadt; man lud ihn zu den Gesellschafte ein. Oft und öfter ritt er in die Stadt, er fuh zur Jagd, beteiligte sich an Kampfspielen und Rennen, saß abends beim Wein und erzählte vor seinen Fahrten und Abenteuern. Lange Zeit sah man ihn lustig, schwärmend und träumerisch, mi den Soldaten und Seeleuten der Stadt, er fuhr eines Märztages mit zweien von ihnen wieder i See. Es kam nach einem halben Jahr etwa ei Brief von ihm an bei dem Verwalter seines Schlosses, daß die Wohngemächer grün auszuschlagen und grüne Läufer zu legen seien, und daß im Damenzimmer Orchideen gesetzt werde sollten.

Rund acht Monate nach seiner Abfahrt kehrte er zurück. Wieder führte er eine junge fremde Frau auf sein Schloß. Diese hat kein Städter gesehen. Eines Morgens lag sie in schwarzem Reit-

kleid, den Schleier vor dem stolzen weißen Gesicht, eine Gerte in der Hand, tot auf dem Hof des Schlosses.

Im Volk, bei den Schiffern und Vorstadtarbeitern munkelte man, wenn der finstere Baron in seinem schwarzen Ledermantel vorüberritt; die Kinder schrieen vor ihm auf, warfen kleine Steinchen nach ihm, schossen mit dem Katapult auf seinen Hengst.

Die Tochter eines Ratsherrn, ein schmächtiges hellblondes Mädchen, sah ihm vom Fenster aus nach. Ihr traten Tränen in die taubengrauen Augen, wenn die Männer ingrimmig von dem Geschick des schwarzen Ritters sprachen; sie weinte in ihrem Zimmer um ihn und war eines Tages auf seinem Schlosse und wurde seine Frau. Alle angstvollen Beschwörungen der Verwandten konnten dies nicht verhindern. Scharen von tobenden Menschen wälzten sich über den dunklen Weg nach dem Schloß, noch ehe ein Monat verstrichen war, als man die Leiche des süßen Geschöpfes eines Abends an dem Mauerdurchbruch fand. Die Polizei umringte das Schloß zum Schutz, der Baron wurde in Haft genommen. Das Gericht verfügte die Exhumierung der beiden ersten Frauen, die genaue chemische Analyse der drei Leichen auf Giftstoffe. Die Untersuchung blieb ergebnislos. Der Baron wurde auf freien Fuß gesetzt, das Volk streckte ohnmächtig die Hände nach ihm aus und wollte ihn zerreißen, als er seinen Revolver in der rechten Hand, langsam, höhnisch lachend, nach der Heide hinausritt.

Von nun an mied er die Stadt völlig. Er hauste allein in der Heide; nur sein Reichtum hielt die Dienerschaft im Schloß zurück.

Da landete eines Tages eine kleine Yacht vor der Stadt. Ein silbernes Horn blies über die Heide; Miß Ilsebill kutschierte ein Schimmelgespann durch die glatte Chaussee nach der Stadt. In dem Gasthof am Markt logierte sie sich ein. Sie fragte den Wirt nach dem Baron Paolo und seinem verrufenen Schloß; sie fragte zum zweiten, ob jetzt noch eine Frau bei ihm wäre; sie fragte zum dritten, wo sie ihn sehen könne. Bei den Rennen, die morgen in Stirming, dem Vororte, stattfänden.

Schluß folgt

Zwischen Russ und Rauch

Von Paul Zech

Die Einfahrt

Das eichne Tor, mit Stacheln schroff bezackt,
Fährt widerwillig aus den Eisenkappen.
Schwer über schwarze Pflastersteine klappen
Viel Nägelschuhe mörderischen Takt.

Wie eine blöde Hammelherde drängt
Der Trupp sich in das Fröstellicht der Lampen
und stolpert schläfrig über rund gewölbte Rampen
bis ihn der Dunst der Halle schwül empfängt.

Der Steiger prüft die aufmarschierte Fracht
Und liest mechanisch und kommandolaut
die aufnotierten Namen aus der Liste.

Dann knirscht der Dampfstrom über die Gerüste
und zehn zu zehn in Käfige verstaut,
schnellt sie das Seil hinunter in den Schacht.

Der Hauer

Den breiten Nacken rittlings hingestemmt,
so führt er Schlag für Schlag die Eisenpflöcke
in das Gestein bis aus dem Sprung der Blöcke
Staub sprudelt und den Kriechgang überschwemmt.

Im Flackern des verrußten Grubenlichts
blinkt der halbnackte Körper wie metallen.
Schweißtropfen stürzen, perlenrund im Fallen,
aus den weit offnen Poren des Gesichts.

Er summt ein dummes Straßenlied zum Takt
der Hämmer und dem Spiel der Eisen
und stockt nur wie von jähem Schreck gepackt,

wenn hinten weit im abgeteuften Stollen
Sprengschüsse dumpf wie Donnerschläge rollen
und stockt und läßt die Lampe dreimal kreisen.

Im Dämmer

Im schwarzen Spiegel der Kanäle zuckt
die bunte Lichterkette der Fabriken.
Die niedren Straßen sind bis zum Ersticken
mit Rauch geschwängert, den ein Windstoß
niederduckt.

Ein Menschentrupp, vom Frohndienst abgehärmt,
schwankt schweigsam in die ärmlichen Kabinen;
indes sich in den qualmigen Kantinen
die tolle Jugend fuselselig lärmt.

Nocheinmal wirft der Drahtseilzug mit Kreischen
den Schlackenschutt hinunter in die flachen
Gelände, drin der Schwefelsumpf erlischt.

Fern aber gähnen schon, von Dampf umzischt,
des Walzwerks zwiegespaltne Feuerrachen —
und harrn des Winks den Himmel zu zerfleischen.

Briefe nach Norwegen

Von Else Lasker-Schüler

Lieber Herwarth, ich habe dem Dalai-Lama in Wien für die Fackel ein Manuskript geschickt. Hier die Abschrift.

Wertester Dalai-Lama, sehr geehrter Minister, ich möchte ihnen etwas vom Himmel erzählen, den ich meiner Mutter widme.

Vom Himmel

In sich muß man ihn suchen, er blüht am liebsten im Menschen. Und wer ihn gefunden hat, ganz zart noch, ein blaues Verwundern, ein seliges Aufblicken, der sollte seine Blüte Himmel pflegen. Von ihr gehen Wunder aus; unzählige Wunder ergeben Jenseits. Könnte ich nur immer um mich sein, der himmlischen Beete möchte ich ziehen. Wie man versöhnt mit sich sein kann, und Eigenes sein Ewiges küßt. Hätte ich je einen Menschen so unumstößlich erlebt, wie ich mich! Zweitönig Pochen, vertrautes Willkomm. Rundeilen meine Gedanken um mich, um alles Leben — das ist die große Reise um aller Herzen Schellengeläut und Geflüster, über Wälle, die Jubel aufwarf, über Gründe der Versunkenheit; und falle in Höhlen, die der Schreck grub — und immer wieder seine Herztapfen wiederfinden, seinen Blutton, bis man den ersten Flügelschlag in sich vernimmt, sein Engelwerden — und auf sich herabblickt — süße Mystik. Und irrig ist, den Himmelbegnadeten einen Träumer zu nennen, weil er durch Ewigkeit wandelt und dem Mensch entkam, aber mit Gott lächelt: St. Peter Hille. — Was wissen die Armen, denen nie ein Blau aufging am Ziel ihres Herzens oder am Weg ihres Traums in der Nacht. Oder die Enthimmelten, die Frühblauberaubten. Es kann der Himmel in ihnen kein Licht mehr zum blühen finden. Aber Blässe verbreitet der Zweifler, die Zucht des Himmels bedingt Kraft. Ich denke an den Nazarener, er sprach erfüllt vom Himmel und prangte schwelgend blau, daß sein Kommen schon ein Wunder war, er wandelte immerblau über die Plätze der Lande. Und Buddha, der indische Königssohn, trug die Blume Himmel in sich in blauerlei Mannichfaltigkeit Erfüllungen. Und Goethe und Nietzsche (Kunst ist reden mit Gott) und alle Aufblickende sind Himmelbegnadete und gerade Heine überzeugt mich, Himmel hing noch über ihn hinaus und darum riß er fahrläßig an den blauen Gottesranken, wie ein Kind wild die Locken seiner Mutter zerrt. Hauptmanns Angesicht und auch Ihres, Dalai-Lama, wirken blau. Den Himmel kann sich niemand künstlich verdienen, aber mancher pflückt die noch nicht befestigte, junghimmlische Blüte im Menschen ab. Das sind die Teufel. Ihr Leben ist ohne Ausblick, ihr Herz ohne Ferne. Der Nazarener am Kreuz wollte dem Teufel neben sich noch eine sanfte Wolke, einen Tropfen Tau seines Himmels schenken. Doch eher ist ein Taubstummer zu überzeugen, als ein Glaubdummer. Der ist ein Selbstverbrecher.

Man kann nicht in den Himmel kommen, hat man ihn nicht in sich, nur Ewiges drängt zur Ewigkeit. Es öffnet sich dem Himmelblühenden nicht wegen seiner guten Taten der Himmel, verdammen ihn auch nicht seine schlechten Handlungen zum Staube. Der Himmel belohnt und verdammt nicht. Aber Wertewiges bedingt den Himmel. Der spiegelt sich gerne im Menschen, unbegreiflich, wie Gott selbst. Reich und besonnen ist der himmlische Träger. Die Wunder der Propheten, die Werke der Künstler und alle Erleuchtungen, auch die unberechenbare Spiellust im Auge steigen aus der Ewigkeit, der bleibenden Bläue des Herzens. Manchmal überkommt mich eine schmerzliche Verantwortung, aber man kann nicht tief genug in sich schauen und zum Himmel aufblicken.

Die Gottheit Himmel ist nicht zu greifen, sie wäre bald vergriffen — die Ewigkeit ist nicht einmal zu verkürzen. Die Gottheit Himmel im Menschen ist Genie.

Leben Sie wohl, sehr verehrter Minister, mein Himmel macht mich nicht glücklich im irdischen Sinne, ich kann ihn nicht teilen. Wunderbar aber spielen sich die tiefsten Erinnerungen meines Blutes in dem Glanze meines Blaus wieder. Fata-Morgana. Spätes Verwundern, seliges Aufblicken, — Tragen Sie den Saphir meiner blauen Abendstunden zum Andenken an Ihrer grübelnden Hand.

Eine Sehnsucht aus der Zeit

Aus sanfter Schwermut und der Liebe Trauer
Ermann ich mich; versuch mich zu ermannen,
Und kann doch Tod und Untergang nicht bannen
Wohin ich flüchten will, ragt Mauer an Mauer.

Grüb ich den Acker um, ein guter Bauer,
Und dient im Schweiße, wüßte ich von wannen
Dies alles kommt und wüßte wie von dannen
Ich käm aus Schmach und Schande, Scham und
Schauer.

Es fehlt uns allen Dienst und Ziel und Zwang,
Die allen nottun und die keine wollen,
So schmachten wir in Freiheit sonder Siege.

Im Friedensreichtum wird uns tödlich bang.
Wir kennen Müssen nicht noch Können oder Sollen
Und sehnen uns und schreien nach dem Kriege.

Alfred Walter Heymel

Dieses Gedicht wird noch einmal veröffentlicht, da es durch Druckfehler entstellt war.

Der Freund

Von Alfred Lichtenstein

Ich liebe die toten Tage. Die haben kein Leuchten, sie sind ganz sehnsüchtig. Die Häuser stehen wie Kulissen vor der grauen Wolke, die Menschen gehen wie in dem Lichtspiel: wenn der Abend wird, nicht anders als sie in der Frühe gingen. Alle Dinge sind wuchtiger. Und meine Kammer sieht aus, wie wenn eben einer darin gestorben wäre.

So oft diese Tage sind, wächst in mir unwillkürlich eine sinnlose Lust an der Arbeit. Ich tue die alltäglichen Verrichtungen, als wäre Gottesdienst, was ich tue. Und ich verliere mich dabei. Fast wie die Träumenden sich verloren haben. Aber einmal merke ich, daß ich reglos geworden bin und nach innen starre.

Ich werde sehr wach davon und ich kann mich nicht mehr hingeben. Ich gehe zu dem Fenster, da sind wunderliche Gedanken. Die waren sonst nur in Nächten.

Ich fühle mich fremd bei allen Dingen. Sie drängen auf mich ein, als kennten sie mich nicht: die Straße und die Menschen und die Türen in den Häusern und die tausend Bewegungen. Wo ich hinschaue, werde ich verwirrt.

Mein kleiner Tod quält mich, es war doch schon viel Sterben und größeres. Und daß ich einsam bin. Und daß überall ein Unbegreifliches droht. Und daß ich mich nicht zurechtfinde. Und alle die übrigen Traurigkeiten, für die kein Arzt ist, und die man nicht mitteilen soll. Jeder muß ihnen allein unterliegen und auf seine Weise. In der Rede sind sie lächerlich, aber mancher geht an ihnen zugrunde. Ich habe Grauen, daß ich so fremd mit mir bin und so ohnmächtig. Bis Erinnerungen kommen. Ungerufen. Aber lieb. Irgendwoher. Sie betäuben mich.

Ich lächle, wenn ich das Weinen des Kindes finde oder den Tod der Mutter, der gräßlich war und nicht zu sagen ist, oder die anderen blutigen Köstlichkeiten. Ich lächle, wenn die Augen meines Freundes plötzlich leben werden und in den seidigen Schatten sind, daß sie wie aus Schleiern glänzen und ihr Geheimstes preisgeben. Niemand hat es mir gesagt, und ihr werdet mich einen Narren nennen . . aber ich weiß, daß sein Tod schon immer in den Augen gewesen ist wie der eines andern in den Lungen oder in dem Rückenmark . . .

*

Seine Augen waren elend und vergangen und heillos schmerzlich, daß die Leute lachten, wenn er zu ihnen sah. Er schämte sich seiner Augen, als verrieten sie von sündsamen Abenteuern und verbarg sie viel hinter den vergilbten Lidern. Aber er fühlte, wie man hinstarrte, wenn er eintrat, wo er unerwartet kam. Oder sich setzte, wo er nicht selbstverständlich war. Er schaute übertrieben wie ein Suchender. Hüstelte und hielt die Hand vor den Mund, zog die Backen nach innen oder wölbte die eine mit der Zunge. War verlegen. Unglücklich. Wäre gern allein gewesen . . in dem Dunkel.

Kinder neigten den Kopf, wenn sein Blick auf ihre Augen kam. Und wurden rot. Und grinsten scheu und dumm. Frauen kicherten, sie schauten wie harmlos hin und klatschten einander auf die Schenkel oder auf die nackten Schultern und küßten ihre verwüsteten Männer. In der Nacht lagen sie wach und sannen sich heiß. Aber die jungen Mädchen wichen ihm aus.

Der Selbstmord der Leonie Hallmann

Da Heinrich Mann in Deutschland der verehrungswürdigste Erzähler ist, möchte ich ohne Nörgelung, auch ohne den Vorsatz, eine Paraphrase zu legen, sachlich und wie privatim mich erkundigen, weshalb seine Schauspielerin das Gift nehmen mußte. Sie pendelt zwischen dem milden, noblen Adonis und dem Bluthund, der ihre Masochismen aufstochert. Zu Adonis zieht sie Inbrunst, Menschentum, Weibtum; süße Sehnsucht, auf Lebensdauer eingestellt; auch Kühleres, Verstandhaftes; vielleicht noch Mütterlichkeiten, im untersten schlummernde. Zum Bluthund reißen sie Wildnisse von Augenblicken; zum Bluthund Tiertum, das, ausgezuckt, sie in immer neuen Selbsthaß schleudert. Nun besteht der Bluthund nichtmal die Probe; ermangelt der Stärke, um die sie ihn anlechzt; wagt nicht, ihr den tödlichen Trunk zu reichen. Warum beendet sie da nicht die Verwicklungen einfach mit einem Fußtritt? Warum — zumal sie doch auch, mittelst Meldung bei der Polizei, das Duell verhindert — schmeißt sie den Hund, den gemeinen, nicht heraus und zeigt ihn, sofern er dabei verharrt, sie im Heiratsfall töten zu wollen, der Staatsanwaltschaft telegraphisch wegen Bedrohung an (§ 240 St.G.B.), mit Ersuchen um sofortige Verhaftung? Daß sie sich ihm nach einer heiligen Zwiesprache mit Adonis, und trotz der, nächtens unterworfen hat, wäre als Akt der Angst, als letztes Hysterikon auslegbar; und exkulpabel — da Adonis sie so liebt, da seine Mutter eine so vernünftige, eingeherische Dame ist. Was nützt der Tod, und löst er das Opfer etwa aus der Geschehnisse-Umkrallungen? Ist das Nichts denn nicht unerbittlicher als ein trübstes Minimum von Möglichkeiten? „Wir wollen doch leben, leben!“ so ähnlich ruft sogar Leonie selbst öfters, mystagogische Sterbebrunst-Heroismen denkhell für Blague erachtend. — Ich begreife den letalen Ausgang wohl; aber auch andere begriff' ich, und sie wären mir weniger fremd. Das Gefühl von Kausalität genügt nicht; man muß das einer Notwendigkeit haben; einer mehr als kausalen. Hier geht mir unaufhörlich durch den Kopf: Mit Psychologie läßt sich Alles machen! — Dieser letale Ausgang dient dazu, junge Finsterlinge, die, unter Lästerung unserer analytischen Herrlichkeiten, die Blümlein des heiligen Franziskus im Urtext lesen [aber zwischen den Ganglien Schwimmhäute haben!], zu veranlassen, einen Rationalismus, dessen Lebefanatik die Tumulte noch der destruierenderen Leidenschaften überloht, als ‚flach‘ zu verhöhnen. Es ärgert mich, daß Prediger einer verlognen Askese und einer verlognen Klassizität, mit einem Schein von Berechtigung, Heinrich Mann für sich in Anspruch nehmen können. Ich gönne ihn dieser Sippe nicht.

Kurt Hiller

Bei Gelegenheit der Uraufführung des Dramas „Schauspielerin“ von Heinrich Mann im Theater in der Königgrätzerstraße

---

Meine Woche

Die Erbärmlichkeit der Kunst

Der lyrische Feuilletonist Victor Auburtin hat sich sehr rasch zu einem tiefsinnigen politischen Leitartikler entwickelt. In dieser gehobenen Stellung *über* dem Strich sieht er naturgemäß erhaben auf die Kunst *unter* dem Strich herab. Man hat in Nummer 78 dieser Zeitschrift gelesen, welche Qualen für den Leser der Raub der Mona Lisa durch Herrn Auburtin heraufbeschwor. Er konnte sich damals „das Entsetzliche nicht ausdenken“. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles. Herr Auburtin kann nicht nur ohne Mona Lisa weiterleben, als Politiker treiben ihn andere Sorgen. Wird Herr Caillaux Frankreich weiter regieren dürfen? Auburtin ist verhältnismäßig guten Mutes, denn Herr Caillaux hat eine „leidlich gute Presse“. Auch das Gemüt, das Herrn Auburtin geradezu auszeichnet, sein Gemüt spricht für Caillaux: „Er hat sich soeben verheiratet, und hat sicherlich inmitten der zärtlichen Pflichten der Flitterwochenzeit kam Verlangen nach Aufregungen und Sorgen.“ Aber, meint Herr Auburtin, alles hängt ja von der Stimmung einer Stunde ab. Und nun fällt ihm das Entsetzliche ein, was nicht auszudenken ist, „die Gattin des Francesco Giocondo“. *Einen* Gedanken kann er nämlich jetzt fassen, den, daß es furchtbar wäre, wenn durch diese Dame die zärtlichsten Pflichten der Flitterwochenzeit einen Aufschub erlitten: „Wer weiß, vielleicht stürzt das Ministerium über einer *Erbärmlichkeit*, über der Mona Lisa des kunstreichen Leonardo da Vinci.“ Ueber einer Erbärmlichkeit. Endlich pfeift Herr Auburtin auf die Kunst, die er totgesagt und die ihn solange ausgepfiffen hat. Hoffentlich ist diese Resignation nicht nur die Stimmung einer Stunde.

Michels Reinfall

Ich habe das Buch dieses Herrn Wilhelm Michel gelesen. Und muß zunächst dem Verleger, Herrn Georg Müller, eine Abbitte leisten. Ich dachte, der imposante Prospekt sei seiner Phantasie entsprossen. Die Blüten stammen aber von dem Autor selbst. Auch das hochgezüchtete Gehirn. Das „splendid ausgestattete“ Buch über diesen Herrn Max Oppenheimer enthält zahlreiche Bilder, durch die für jeden Kenner das geradezu überwältigende Kopiertalent des Oppenheimer einwandsfrei bewiesen ist. Er hat *Oskar Kokoschka* und *Greco* auf der Palette. Herr Michel kennt wahrscheinlich diese Maler nicht. Im übrigen hat er über seinen Oppenheimer einen so fabelhaft lyrischen Kitschquatsch geschrieben, daß man aus dem Jubel gar nicht herauskommt. „Jedes mutige und selbständig organisierten Sensorium vollbringt noch in unsern Tagen eine neue Weltschöpfung und vermehrt so *gewissermaßen* durch das Wunder einer Selbstzeugung das Inventar der Welt.“ Oppenheimer etabliert *gewissermaßen* einen Inventarausverkauf. „Die Götter hätten auch wahrlich keinen Grund zu ihrer ererbten Vorliebe für die Künstler, wenn sie an diesen nicht berufsmäßige Helfer hätten in ihren ewigen Mühen, dem Chaos neue Formen zu entreißen.“ Auch Oppenheimer hat eine ererbte Vorliebe für die Künstler, dier er kopiert, um sie zu besitzen. Die Stoffe, nach denen laut Michel ein Gemälde entsteht, sind folgende: „Die sinnliche Erscheinung der Wrklichkeit an sich, das allgemeine Weltanschauliche des Subjektes, die konkreten Erregungen, die das bestimmte Objekt in eben diesem Subjekt hervorruft, die formalen Elemente, wozu ich auch das Gesetzmäßige und *gewissermaßen* animalische Sichausleben der Farbe rechne.“ Das sieht man so einem Gemälde gar nicht an. Die Farbe lebt sich *gewissermaßen* animalisch aus und die konkreten Erregungen, die das bestimmte Objekt Kokoschka in eben diesem Subjekt Oppenheimer hervorruft, sprechen sicher für das allgemein Weltanschauliche des Subjektes. Auch Michel ist dieser Ansicht: „Einen höchst einprägsamer Geschmack übermittelt diese Malerei von der Person ihres Urhebers.“

Etwas Weltanschauung: „Abneigung gegen starke Intervalle in der Farbe, deutet im allgemeinen ganz sicher auf zivilisierte Dämpfung des Sinnenlebens, auf Geist und Beweglichkeit der Auffassung, wie der Hand.“ Die Beweglichkeit wird nicht bestritten. Aber die Signatur m. opp. bedeutet *noch* viel mehr. „Die durchgehend dunkle Tonalität deutet auf ein Lebensgefühl von düstrer Prägung.“ „. . . präzis wollüstige Polyphonie des Ausdruckes, die Oberfläche jeder Oppenheimerschen Tafel zu einer ungemein unterhaltsamen Sache macht.“ Die Oberfläche wird nicht bestritten. Der Michel fühlt „die Hände des Künstlers drüber gleiten,“ die sind unter anderem „fein und beschwörerisch, klug und diszipliniert“. Resumée: „So ergibt sich das Bild *eines hochgezüchteten* grüblerischen Verstandes und eines Gefühls,



Ferdinand Hodler: Älpler mit Sense auf der Alp
Getuschte Bleistiftzeichnung / Studie zu den Banknotenentwürfen

das von dunkel gefärbter Religiosität nicht weit entfernt ist." Die Dunkelheit läßt sich sehen. Nun sucht der gute Michel nach Analogien, kommt auf Rembrandt und das Gute liegt viel näher. Aber m. opp. nennt selbst Rembrandt seinen vorzüglichsten Lehrer. Analogien aus der Vergangenheit machen sich stets dunkler. „In dem Kampf zwischen Objekt und Subjekt in der Malerei ist das Subjekt vorläufig Sieger geblieben." Vorläufig. Bis auf diese Nummer des Sturms. „Auch Oppenheimers fanatische Geistigkeit verleugnet ihre Siegerfreude nicht." Jetzt wird er hoffentlich sich bald selbst verleugnen lassen. „Man ist entweder Abstraktionskünstler und betätigt sich dann als Monumentalbaumeister, als Reliefplastiker, als Kunstgewerbler, oder man ist Maler, und gibt dann, den Willen der Materialien folgend, der Lust und Freude an dem Verwandt-Lebendigen ihr Recht." Man nehme sich das Verwandt-Lebendige und man ist Maler, man sei Kunstgewerbler und man ist Abstraktionskünstler. Oder auch Monumentalbaumeister, wie man will. Der Michel wird immer aufgeregter: „Oppenheimer, obschon seine souveräne Geistigkeit auf die Nachbildung des Objektes verzichtet, ist dennoch von Grund aus Maler geblieben." Auf die Nachbildung des Objektes verzichtet? Wozu hat man seine souveräne Geistigkeit?

„In den Bildnissen kommt die subjektiv-dichterische Art seiner Ausdeutung der Wirklichkeit zu klarstem Ausdruck." Kein Wunder bei einem hochgezüchteten Gehirn. Aber auch landschaftern kann m. opp., direkt nach Kokoschka. „Die Seele der Landschaft liegt eben wirklich in der Herzlichkeit des Momentes. Was hier die Farbe, den Wortschatz des Künstlers quellen macht, ist durchaus das Gegenständliche und Gegenwärtige." Der gequollene Schatz dürfte aus Papier gewesen sein. Daß m. opp. einem Dämon nachgeht, wird man nach diesen Ausdeutungen seiner Malerei nicht bezweifeln. „Seiner ganzen Veranlagung nach gehört Oppenheimer zu den Geistern, denen die Welt mehr nach herzkräftiger Bitternis, als nach Süße schmeckt." Also auch sein Geist nimmt etwas zu sich. „Zum Weltschrecken, zu einer Religiosität satanischer Prägung besitzt Oppenheimer ein sehr nahes und heute noch nicht klar dokumentiertes Verhältnis." Das Verhältnis dürfte zu seinem Schrecken nun schon etwas klarer dokumentiert sein. „Oppenheimer hatte ja den Vorzug, in Wien geboren zu sein, und vielfach durchgorenes, ausgelebtes Blut in sich zu tragen." Man hat seine Vorzüge, wenn man in Wien geboren ist und seinen Maler kennt. „Die gebärdenreiche Auseinandersetzung mit der Welt ist ihm erspart geblieben." Dazu dürfte es jetzt noch kommen. Etwas über den Künstler selbst. „Das Mischblut betreibt die Malerei gelassen und überlegen, hat eine Art vornehmes Laster, die Zigarette im Mund, im Promenadeanzug mit Pinsel, Wischlappen und den Streichhölzern hantierend." Das Laster mit der Zigarette und dem Promenadenanzug bleibt sein persönlichstes Gut, den Wischlappen und die Streichhölzer hat er auch dem Kokoschka abgeguckt. Die Maler, sagt Herr Michel, werfen der auftauchenden Geistigkeit des Oppenheimer Literatur vor, und nur Schriftsteller vermochten ihm auf seinem Wege zu folgen. Schriftstellern kann man leicht etwas über Malerei vorwerfen, die Literatur des Michels taucht dafür geistig auf. Der Michel gibt ihm noch schnell „selbst das Wort" zu einer Biographie. m. opp. erklärt, daß seine Lehrer mit Ausnahme des Rembrandt von aufreizender Talentlosigkeit waren. Sehr charakteristisch für ihn. Schlechte Dichter berufen sich auf Goethe und schlechte Maler auf Rembrandt. m. opp. schreibt weiter: „mein Umgang mit höchst zweifelhaften Leuten brachte mich in den Ruf eines anrüchigen Individuums, dessen Anschauungen verwerflich und dessen Verkehr zu vermeiden sei." Nun hat er seinen Ruf bei Michel dem Umgang mit „höchst zweifelhaften" Leuten zu verdanken, die sich allerdings den Verkehr mit ihm verbaten. „Nach geraumer Zeit fühlt man sich frei und stark genug, der Konvention das übliche Kompliment zu versagen, und alsbald geht man mühelos und leicht höheren Erkenntnissen entgegen." Mühelos und leicht hat er sich seine Erkenntnis gemacht. Weniger wahr bleibt, daß er sich „einen Stil aus seiner Zeit geschöpft hat." Warum drückt sich das malerische Subjekt so objektiv aus? Was ist Zeit, wenn man in Wien lebt? „Man ist immer agil." Das heißt, man versteht das Geschäft. „Die Freiheit macht mutig und kühn, sie festigt den Einsamen." Einsam ist er auch, der arme Kerl. „Man treibt rastlos neuen Ereignissen, unbekannten Himmeln entgegen." Nur, daß die Ereignisse nicht so neu, und die Himmel nicht so unbekannt sind, m. opp.!

Das wäre der „in Tiefen getauchte Sohn der Zeit" mit dem hochgezüchteten Gehirn. Der Michel fällt immer rein.

Graphisches Kabinett

Eine kleine außerordentlich feine Ausstellung graphischer Werke zeigt eine neue Kunsthandlung Graphisches Kabinett am Kurfürstendamm. Ich habe selten eine solche künstlerische Auslese gefunden. Für zeitgenössische Graphik bedeutet dieses Institut überhaupt ein Novum. Ich mache besonders auf die tiefen und gewaltigen Radierungen von Edward Munch aufmerksam. (Der Tag danach, Zwei Menschen, Proträt des Dr. Asch, Mädchen im Hemd am Fenster.) Man findet ferner sehr schöne Blätter von Böhle und Liebermann, zwei bedeutende Lithographien des Grafen Kalckreuth (Mädchenporträt, Arbeit) und zahlreiche sehr talentvolle Arbeiten jüngerer Künstler. Ich nenne besonders Walter Klemm und Georg Gelbke, die auch auf der Berliner Sezession vertreten sind. Und an ganz neuen Namen die Radierer Otto Moeller, Rudolf Moeller und Hans Freese. Willi Geiger hat das Thema Susanna im Bade endlich einmal originell behandelt. Am meisten zu rühmen bleibt, daß sich nicht ein einziges unkünstlerisches Blatt in dieser Ausstellung befindet.

Der Dichter Stettenheim

Endlich haben wir nun auch seinen achtzigsten Geburtstag überstanden. Man kam bei dieser Feier nicht aus dem Humor heraus, der dem Dichter Stettenheim sein ganzes Leben versagt blieb. Das Schönste bot der Hofrat Paul Schlenther, der dicke Schlenther, sozusagen eine „literarische Würdigung". Er erzählt von „zeitweiligen Menschenanläufen, die sich um einen unsichtbaren Mittelpunkt immer enger zusammendrängen. Man befürchtet zunächst einen Unfall," aber Herr Schlenther stellt fest, daß es sich nur um einen Witz des Herrn Stettenheim handelt. Der Unfall wird poetisch beschrieben: „Und nun entsteht eine Art von Tumult, die gesammelte Kraft der Menge stiebt auseinander, der Stille folgt ein Sturm, ein Kreischen, ein Quietschen, ein Seitenstechen. Männer und Frauen taumeln gegeneinander. Schnappend ringt man nach Atem, man hat keine Worte. Man erinnert sich nicht mehr, seit H o m e r so gelacht zu haben." Vielleicht meint der dicke Schlenther Blumenthal, aber bei einem Festtaumel kann man auch homerisch lachen. Endlich also wird nun „der Q u e l l dieser ungeheuren Heiterkeit sichtbar. E s ist ein kleiner, feiner, bildsauberer Herr" (der Quell). Der Quell „hat mitgekichert und sich sogar ein halbes Tränchen unter dem Kneifer weggewischt." So ein humoriger Quell. Aber schon stecken alle wieder die Köpfe zusammen, „und der kleine Freudenquell ist wieder verschwunden. Nur die helle hohe Stimme klingt ein ganz klein wenig krähend durch." Dieser krähende Quell ist wirklich zum totlachen. Noch etwas Merkwürdiges ereignet sich bei den zeitweiligen Menschenanläufen. Immer nämlich „gehen zwei mißmutige Männer in einiger Entfernung vorbei. Die beiden Herren sind zwei deutsche Humoristen, die noch nie einen Witz gemacht haben." Ebenso gut hätte dem dicken Schlenther auffallen können, daß Herr Stettenheim viele Witze gemacht hat, aber nie ein deutscher Humorist gewesen ist. Nun wird Stettenheim qualifiziert. „Bismarck und Moltke, Menzel und Mommsen und sogar die Frauen konnten über ihn lachen." Wenn sogar so e r n s t e Männer gelacht haben! Der dicke Schlenther hat schon als Student über die Figur Stettenheims, über Wippchen, gelacht. Er war ihm sogar überaus sympathisch. „Hatte er doch stets einen gefüllten Bierkrug neben sich." Nach dieser Sympathieerklärung beschließt man, daß die Literaturgeschichte nach dem Vorschlag von Karl K r a u s für den witzigen Kritiker die Bezeichnung Löwenbräuschlenther einführt. Wichtig für sie ist auch das Bekenntnis des Löwenbräuschlenthers, daß „Stettenheim ungemein erzieherisch auf ihn gewirkt hat."

Auch über die Kunst zu Schreiben, des Meisters und des Schülers, erfährt man einiges. Ihnen „ist die Sprache ein Instrument und da er ein durchtriebener Schalk ist, so spielt er auf verdrehten, verknüpften, verstellten Saiten und wird so ein bewußter Schrift v e r steller." Diese Katzenmusik betreibt der Dichter Stettenheim nun schon seit achtzig Jahren und der Löwenbräuschlenther ist sein Schüler. Nicht er allein. Auch die Herren Blumenthal, Blüthgen, Harden, Heyse, Lindau, Richard Voß und Fedor von Zobeltitz „unsere namhaftesten Schriftsteller," scharen sich mit gereimten Glückwünschen zu seinen Füßen. Der feinsinnige Ludwig Fulda kann sich unter vielen folgenden Vers nicht verkneifen:

> Um als Nestor aufzutreten,
> Hat, zu jedem Kniff bereit,
> Er sich offenbar erbeten,
> Einen Vorschuß von der Zeit

Der philosophische Alexander Moszkowski:

> Der Schüler selbst spürt schon die Schwere
> Des Alters seit geraumer Zeit,
> Er selbst hat Schüler in der Lehre,
> Und du wirst achtzig Jahre heut.
> So baue weiter auf Parzellen
> Von guter Prosa, gutem Reim,
> Den Witzideen, die dir e n t q u e l l e n
> Heimstätten, lieber Stettenheim.

Stettenheim ist nicht nur selbst ein Quell, er soll auch den Quellen noch Heimstätten bauen, und Moszkowski sorgt dafür, daß die Stettenheimer nicht aussterben.

Siegmund Feldmann, ständiger Mitarbeiter der Neuen Rundschau, des „vornehmsten literarischen Organs der Gegenwart", schließt seine Hymne:

> Mach auch du die Summe rund
> Bleibe uns in weißen Haaren
> Jung, bevorschußt und gesund
> Bis zu hundert Jahren.

Ein Mensch, der sich diese Kretinismen sagen lassen m u ß, wird als „Erscheinung" gefeiert.

Wir aber, können u n s e r n Stettenheim nicht besser feiern, als den Schlußzeilen seines Dankgedichtes „das erlösende Wort" an dieser Stelle Raum zu gewähren:

> „Aus naheliegenden Gründen
> Konnt ich den Satz nicht finden —
> Da fragt ich meine Marie,
> Und flink antwortete sie:
> Gratulier den Gratulanten,
> Den Freunden und Bekannten,
> Daß sie — und sie lachte dazu —
> Noch lange nicht so alt sind, wie du."

Aber so trostlose Knittelreime und Hochzeitscarmenwitze wie der Dichter Stettenheim können die Gratulanten alle schon machen. Das Blühen will nicht enden. Man weiß nicht, was noch werden mag. Sie schaffen an allen Enden.

Mobilmachung der Arbeiterbataillone

Die Kollegen, die in Berlin nicht genügend Anerkennung finden, gehen mit ihren Dichtungen in die Provinz. Die literarischen Gesellschaften der Städte sind von einer rührenden Kritiklosigkeit. Ihnen scheint die Tatsache, daß sich jemand Dichter nennt, schon zu genügen. Jeder Berliner Journalist ist ihnen zum Vortrag seiner „Dichtungen" willkommen. Die Provinzpresse will gute Beziehungen mit Berlin unterhalten oder anknüpfen und sorgt für Stimmung vor und nach dem Vortrag. Besonders, wenn der Dichter ein Sohn der Heimatstadt ist. Herr Walter Bloem aus Elberfeld, der sich in Berlin bei den Kollegen einen Namen gemacht hat, hatte Pech. Zunächst wurde er in Köln ausgeschwefelt, weil ihm in seinem letzten Roman Das eiserne Jahr erhebliche Plagiate nachgewiesen wurden. In Elberfeld sollte er durch einen Vortrag seiner Dichtungen in der Literarischen Gesellschaft reingewaschen werden. Der Generalanzeiger der Stadt trat für ihn ein: „In der Regel ist das Publikum von einem Dichterabend enttäuscht, da es sich einen andern Begriff von Dichtung und Dichter gemacht hat." Man gibt dem Publikum in dem aktuellen Fall recht. „Der Vortragsabend von Walter Bloem läßt eine solche Enttäuschung nicht befürchten, Ist doch unser Landsmann . . ." Der Landsmann kam und der Generalanzeiger wurde enttäuscht. „Walter Bloem, der auf einer Vortragsreise auch seine Heimatstadt berührte, wollte die Gelegenheit, sich hier seiner Gemeinde vorzustellen, nicht versäumen." Er hätte an seiner Heimatstadt lieber nicht rühren sollen. Seine „Gemeinde" versäumte, sich ihm vorzustellen. Ueberall hatte er ausverkaufte Häuser, klagt der Generalanzeiger, aber „die Kreise, die M. 1,50 für einen Vortrag aufzuwenden in der Lage sind, hatten meist vorgezogen, nicht zu erscheinen, zu dem Vortrage des g e f e i e r t e n Schriftstellers, der vor Jahresfrist ihre Vaterstadt in wahrhaft g l ä n z e n d e r Weise verherrlicht hatte." Die Verherrlichung hat ihm die Stadt Elberfeld mit eintausend Mark bar glänzend überzahlt. Und man gewinnt den Eindruck, daß das Publikum Elberfelds mit Ausnahme der Mitglieder der Literarischen Gesellschaft den vom Generalanzeiger gefeierten Schriftsteller erkannt hat. Aber der Generalanzeiger gibt die Hoffnung nicht auf: „Wohl aber ist uns bekannt, daß Tausende von kleinen Bürgern und Arbeitern zu dem Vortrag her beigeströmt wären, wenn man den Eintrittsprei weniger hoch bemessen hätte. Das Lokal hätte na türlich von entsprechendem Umfang sein müssen." Also eine wirkliche Lokalfrage. Der Generalan zeiger ist falsch „informiert". Die sozialdemokra tische Presse, die von den Tausenden gelesen wird pflegt die Feuilletondichter der Generalanzeiger Presse nicht zu unterstützen. Dafür ist aber sie „vorzüglich auf ihre Rechnung gekommen". Für Mark 1,50. „Und wenn er wiederkommt, wird er u n s herzlich willkommen sein." D e r Referent ist ihm sicher.

Richard Strauss und Siegfried Wagner

Fast die gesamte Provinzpresse behauptet, daß das Interview mit Siegfried Wagner über Richard Strauß im Sturm gestanden hat. Es liegt natürlich eine Namensverwechslung vor. Es würde mir trotz meiner ablehnenden Haltung gegen Richard Strauß nicht einfallen, die Ansichten des Herrn Siegfried Wagner über ihn zu veröffentlichen. Die Dichtungen und Tondichtungen des Herrn Siegfried Wagner sind aufreizend dilettantisch und barbarisch talentlos. Seine kritischen Ansichten daher völlig überflüssig und ohne Interesse. Das Berliner Tageblatt, das erst seinen Richard Strauß in Schutz nahm, kann es sich natürlich nicht versagen, die Rechtfertigung des Herrn Wagner abzudrucken. Das Wesentliche dieser Rechtfertigung besteht darin, daß Herr Wagner seine „Meinung" aufrecht erhält und nur bereut, sie ausgesprochen zu haben. Er kennt die Opern von Richard Strauß nicht, die Salome nicht, weil ihm „das Sujet widerwärtig ist" Elektra nicht, weil ihm „Sophokles noch genügt" Und am Rosenkavalier ging er vorüber, weil ihm „die Reklamewirtschaft von Richard Strauß nicht paßt". Alles Argumente, die die Mitwelt unbedingt kennen lernen muß. Herr Wagner ist viel genügsamer: „Ich bin froh, wenn ich hier und da mein Oellämpchen anzünden darf und bei dem bescheidenen Licht der kleinen Schar derer, die Freude an Volkssagen und deutschem Wesen haben, meine Opern vorführen darf. Es ist eine Art Katakombenexistenz." Leider nur noch zu bemerkbar. Er sollte auch das Oellämpchen auslöschen. Aber noch jeder schlechte Dichter und Tondichter hat sich auf die Freude an Volkssagen und deutschem Wesen berufen, die er sich bereitet.

Richard Strauss und Kochbuch-Urban

Dagegen hat der Kochbuchurban, der Musikkritiker der B. Z. am Mittag indirekt eine Freude an Richard Strauß gehabt. Er lobt ein Buch über ihn von Max Steinitzer und resumiert: „Steinitzers Buch ist mit dem schönen Ernst geschrieben, den er selbst bei Strauß zu beweisen sucht. Und mit einer unglaublichen Beherrschung des Materials. Zwei verschollene Aufsätze von m i r, die mir ganz f r e m d waren, hat dieser peinlich genaue Forscher aufgestöbert." Ich gedenke mir die Freundschaft des Herrn Erich Urban zu gewinnen, indem ich bei jeder Gelegenheit auf verschollene Rezepte seines Kochbuches hinweisen werde. Wenn sie ihm vielleicht auch ganz fremd sind, so werden sie i h m vielleicht doch bekommen.

Berliner Sezession

Der Schluß der Besprechung in Nummer 84 ist durch den Ausfall einiger Zeilen nicht verständlich. Er sei daher noch einmal richtig wiedergegeben. Die jüngere Generation vermeidet jetzt den Umweg über Liebermann und Genossen. Es sind verschiedene interessante neue Zeichner zu sehen. Ich nenne A x e l G a l l é n - K a l e l a, W a l t e r K l e m m, E r n s t M a t t h e s, K a r l F. Z ä h r i n g e r, H e d w i g W e i ß und H a n n s B o l z (den ich schon bei der Besprechung der juryfreien Kunstschau erwähnte).

Trust

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Verlag Der Sturm Halensee / Verantwortlich für die Anzeigen: Edmund Häner

Druck von Carl Hause, Berlin SO. 26 Mariannenplatz 23